



# W nterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Donnerstag, 22. März

1928.

(17. Fortsetzung.)

## Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Rummel.

(Nachdruck verboten.)

Ried sprang zu anderem über, erzählte von seiner Reise, von den Menschen, die er besucht und getroffen, von den Verkaufsverhandlungen, die bezüglich des Gutes gepflogen worden und zum Abschluß gekommen waren. Dann ging er zu dem und jenem ganz Unwesentlichen, Fernliegenden über und sie machte es ebenso. Keines sprach ein Wort über die nächste Zukunft. So sehr ihnen Verstand und Vernunft sagten, daß es bitter notwendig gewesen wäre, diese Dinge endlich zu bereden, so sehr sträubte sich ihr Gefühl dagegen. All das vertrug noch keine Berührung, war zu ungestört, zu sehr im Flusse befindlich, als daß man es mit harten Händen schon hätte greifen können. Das mußte erst wachsen und von selbst in die Wirklichkeit treten. Man mußte sich in Geduld fassen, ganz wie bei dem langsamem Knospen im Walde. Jetzt konnte noch jedes Wort Schaden stifteten. —

Wozu auch von der Zukunft, selbst von der allernächsten nur reden? War doch die Gegenwart schon eine halbe Erfüllung. Säzen sie nicht Seit' an Seite, Aug' in Auge, allein auf der Bank im Grünen, am Waldrande? War's nicht fast schon, als ob sie sich ganz zu eigen wären? Schienen nicht die Mauern, die zwischen ihnen gestanden, schon gefallen zu sein? War nicht diese Frau heute so voll von Güte, daß sie alles gewähren und tun würde, worum der Mann neben ihr sie bitten würde? Und weil der Mann das wußte, war es über ihn wie eine Scheu gekommen. Nicht bitten, nicht reden, nur sich führen lassen von der weichen Hand des Frühlings. Wie Knospe und Blatt sich entrollte, mußte auch der Baum ihres Lebens ganz von selbst in Blüte springen.

Still sahen sie auf der Bank nebeneinander, wanderten, als die Sonne in Mittagshöhe stand, zum Hause hinab. Ihre Schultern streiften sich manchmal, und ihre Augen sahen ineinander, sahen in einen Glanz und ein Leuchten, das besser war als Tausende von Worten. —

Ried und Frau von Héricourt hörten, dem Hause sich nähernd, schon von weitem fröhliches Lachen und Händeklatschen. Sie traten in den Hof und sahen Gabriel Engel und Kirchberg, Gertrud und Therese mit den Kindern im Fangball sich tummeln. Frau Engel trat zu ihnen und erzählte, daß der Herr von Schönbuch den Vorschlag hierzu gemacht habe. Unter diesem Titel, nach einem Gute seines Vaters sich nennend, segelte Kirchberg jetzt daher. Frau Engel fügte noch einige anerkannde Worte über den stets vergnügten und umgänglichen Österreicher bei, der, so schien es, sich die Sympathien bereits allerorts gesichert hatte, besonders, wie Ried mit Bestridigung feststellte, die der übermüdeten Gertrud. Die Niedereien zwischen den beiden nahmen kein Ende.

Frau Engel bat zu Tische. Der größeren Tafelrunde, Kirchbergs lustigen Einfällen war es zu danken, daß es so laut und froh herging wie bisher noch nie. Man unterhielt sich so gut, daß man einstimmig beschloß, den Nachmittag gemeinsam zu verbringen. Auch das Ehepaar Engel schloß sich nicht aus. Gabriel Engel sowohl wie seine Frau hatten tagsüber meist ein redlich

großes Maß an Arbeit zu leisten. Sie begrüßten es daher, daß sie einmal einen Nachmittag über feiern könnten. Engels an der Spitze, wohlversorgt mit Mundvorrat und Wein, zog man aus und lagerte sich auf einem warmen sonnigen Waldschlag. Kirchberg und Gertrud schwangen sich bald zu Festleitern auf. Was dem einen nicht einfiel, darauf bejammte die andere. Österreich und die Schweiz mußten an ländlichen Spielen hergeben, was sie nur hatten. Die Kinder tollten und lauchten, die Erwachsenen wurden wieder Kinder. Alles war zufrieden und bester Dinge.

Gabriel Engel sorgte redlich dafür, daß niemand zu verdursten brauchte, bedachte auch sich nicht gerade läßiglich. „Es geht nichts über einen guten Tropfen Wein“, bemerkte er, Ried das Glas wieder auffüllend.

„Nur manchmal ist er vom Übel“, antwortete Ried lakonisch.

„Wie meint Ihr das?“

„Ich denk' an die Werber des großen Königs. Er hat mir doch jüngst davon berichtet.“

„An die?“ Es blitze grimmig unter Engels buschigen Brauen heraus, „die wird längst der Böse geholt haben. Denk' nicht mehr gerne daran.“

Aber schließlich, da alles ihn bat, gab er die Geschichte zum Besten. Als junger Bursch war er in den buntscheckigen deutschen Ländern herumgezogen und hatte bald da, bald dort — er war Tischler von Fach — um Arbeit vorgesprochen. Auf preußischem Boden war er in seiner Herberge nichtsahnend mit Werbern des Königs zusammengestoßen. Er kam mit ihnen in Wein- und Bechergespräche, lobte seinen Twanner und Neuchateler über alles, ließ sich mit ihnen in ein Wettrinken ein, trank sie auch nieder, und zwar mit solchem Erfolg, daß er am nächsten Morgen nicht nur mit einem gewaltigen Haarweh, sondern auch bereits als Soldat erwachte. Allerdings hat ja die Herrlichkeit nicht sehr lange gedauert“, schloß er seinen Bericht und leerte das Glas. Zufrieden strich er den breiten, brauen Bart. „Hier ist das etwas anderes, hier lauern keine Gefahren, wenn man einmal ein Glas über den Durst trinken sollte. Auch sonst wird hier ja mit misderem Maße gemessen und gerichtet als anderswo in der Welt.“

„Wie versteht Er das?“ fragte Kirchberg, der sich zwischen ihn und Gertrud gesetzt hatte.

„Das geht eben so aus der Geschichte der Insel hervor.“

„Erzählen“, rief es im Kreise.

„Ist nicht eine so große Sach“ meinte Engel, „und ist ja auch berichtet. Die Grafeninsel hieß das früher hier. Über die Grafen von Burgund wußten mit diesem ihrem Besitz nicht viel anzufangen. Hier gab es keine Fehde, war kein Feld, auf dem je Klingen gekreuzt wurden. St. Petri-Eiland ist immer eine friedliche Insel gewesen.“

„Hört Ihr, Marie Rose und Gertrud“, rief Ried dazwischen, „wir leben auf einer Friedensinsel. Lasset nun darum endlich von Eurem wilden Krieg gegen mich ab.“

„Die Grafen von Burgund“, fuhr Engel fort, „schenkten die Insel der Kirche, den Cluniacensern. Die grün-

deten hier ein Kloster und das Haus, in dem wir jetzt wohnen. Die wenigen Mönche, die aufzogen, befanden sich wohl. Denn wie heute, so mehr noch damals, schenkte der Boden vielfältige Frucht, ohne daß man selbst dabei schwer Hand anlegen mußte. Korn und Futtergras mehr, als man brauchte. Die Obstbäume trugen Lasten so schwer wie nirgends um und um, und die Rebe gab einen perlenden Wein . . .

„Der das Herz leicht und das Blut flüssig macht“, bestätigte Kirchberg.

„Richtig“, wiederholte Engel und leerte fast andächtig sein Glas. „Ihr kennt ihn ja alle, diesen unjeren gezeigten Inselbrunnen.“ Er schwieg und sah nachdenklich in die Weite.

„Bringt Herrn Engel nicht auf seinen Wein zu sprechen“, lachte Therese, „denn dann ist seine Weisheit zu Ende. Seht, er hat den Faden seiner Geschichte schon verloren.“

„Läßt meinen armen Schwager verschaffen“, meinte Gertrud. „Ich erzähle für ihn weiter. Er war bei den Mönchen angelangt. Nun, die Mönche waren's zufrieden, legten die Hände in den Schoß und sahen, wie das Gabriel nun tut, zwischen den Bäumen gemächlich hinaus auf den See. Im Wald und auf dem Wasser, wo sie die großen Hechte jagten, war es so schön, daß sie ihrer dunslen Kirche vergaßen. Beten und Kasteien überließen sie anderen. Immer leiser klopste ihr Gewissen, bald hörten sie es überhaupt nicht mehr. Statt sich mit Hölle und Teufel herumzuschlagen, lasen sie Liebesbüchlein im Schatten der Edelkastanien.“

„Weiter, weiter.“

„Nun, Ihr hörtet doch, daß die Mönche einem heilosen Faulenzerleben verfielen. Ist Euch das vielleicht noch nicht genug?“

„Weiter.“

„Es kommt noch besser. Nur selten mehr ließ die Klosterglocke sich hören und lud die Leute vom Festland zum Kirchgang. Und noch Schlimmeres geschah . . .“

„Was? Sprich, Gertrud.“

Sie zögerte.

„Läßt mich nun wieder Gertrud ablösen“, sprang Gabriel Engel für sie ein. „Das ist nichts für ein junges Mädchen zum Erzählen.“

„Huhu“, kam es vom Platze Kirchbergs herüber.

„Die Cluniacenser hüteten sich gerade so wenig wie unser lieber Herr von Schönbuch vor den schlimmen Tötern Evas. Die Bauern-, Winzer- und Bürgermädchen rings von den Ufern, die zu reuiger Beichte gewallfahret fanden, lud man zu Wein und allerlei Kurzweil. Ihr kennt den Platz, wo der Pavillon steht. Dort soll ein Heiligtum der alten Heidengötter gewesen sein. Dort tanzte man sogar, dort kam man gänzlich zu Fall. Und nach dem Tanz durchsprang manch Schleppjag die Klausur, drang in Haus und geweihte Zelle. Und auch sonst in Buschwerk und Schilf waren der Liebespaare nicht wenige.“ Er schwieg.

„Wie endete das?“

„Ich sagte schon, daß auf dieser Insel milder gerichtet wird als anderswo. Es blieb eben dabei.“

„Aber schließlich?“

„Zu guter Letzt hatte auch diese Freude freilich ihr Leid. Es wurde solange getanzt, so lange darüber getuschelt, bis der Papst in Rom davon hörte. Der fuhr nun bös darein, und da der leibhaftige Satan als grüner Junker verkleidet ebenfalls Gast unter den Eichen gewesen sein sollte, hob er das Kloster auf.“

„Heut aber ist der Böse schon wieder da“, lachte Gertrud und deutete auf Rieds grünen Reiterrost.

„Still!“ riefen die anderen. „Und dann?“

Gabriel Engel lachte. „Ihr seid unersättlich. Und dann? Dann wurde es erst recht nicht besser. Auch die Nachfolger der Cluniacenser hingen sich zu wenig an den Strick der Kirchenglocke, kam aber einmal ein Eiferer und Feuerkopf des Weges, schon in einem Jahr maß er sich und seine Herde mit Sanftmut. Liegt es am Wein, am Wasser, an der weichen Luft, jeder wird hier mild und verträglich, sieht nicht mehr so viel Böses als sonst allenthalben die Leute auf der Welt sehen zu müssen glauben.“

Da es keine Mönche auf der Insel mehr gab, stellten

sich die Liebespaare gleich in Biel oder Neuenburg zusammen und kamen schon vereint hierher. Hier sagten ihnen niemand alle Schande, hier hatten sie immer Zuflucht. Der Brummbaß eines übergestrengten Schäfers hat sie wenig gestört. Hat alles nicht viel genützt.“ Er ließ resigniert den Kopf vornüber sinken. „Schließlich ist es beim alten geblieben und wird, denke ich, auch immer dabei bleiben.“

„Bravo, bravo, bravissimo“, rief es in der Runde.

Zubel, Geschrei und Händeklatschen wurden schließlich von den silbernen Tönen einer Zither abgelöst. Der Knecht, der sein Tagewerk früher als sonst beendet, hatte sich zu der Gesellschaft geschlagen und spielte, schmunzelnd die Freude über sein Unterfangen feststellend, ein Stücklein ums andere auf. Nach wenigen Minuten schon war auf dem glatten Waldboden ein ländlicher Reigen im Gange. Kirchberg und Gertrud begannen als erstes Paar, Engel folgte mit Therese, Ried führte Frau von Héricourt, sodann Frau Engel zum Tanze. Wie junge, unbeköpfte Bären tappten zwischen den Beinen der Erwachsenen, da und dort anstoßend und Verwirrung stiftend, die Kinder herum, fielen zu Boden, rollten den Abhang hinab. War ein Tanz zu Ende, reihte sofort der nächste sich an. Augen blitzten, die Wangen begannen zu glühen. Man wurde lächerlich, man unternahm es, auf gut Glück zu improvisieren. Zu den im Seeland und in der Schweiz üblichen Tänzen gesellte sich der und jener Reigen, wie er bei den ländlichen, höfischen Festen, den „Wirtschaften“, sich eingebürgert hatte. Gelang da manches daneben, so glückte dafür anderes um so besser. Der Knecht entpuppte sich als ein däuerlicher Komödiant ersten Ranges, warf sich zu einem derben, witzigen Dorfwirt auf und benutzte, nicht faul, die Gelegenheit, jedem der Tafelgäste unter allgemeinem Beifall gut beobachtete Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Die Festlaune wogte höher und höher. Rang- und Standesunterschiede, die auch sonst auf der Insel lieber verwischt und zurückgestellt, sicherlich niemals betont wurden, verschwanden gänzlich, das war schließlich nichts mehr als eine einträchtige, herzfrische Gesellschaft von lauter guten Freunden. — (Fortsetzung folgt.)

## Sonnenglaube.

Wenn die Sonne hinter Wolken schwand  
Und in Dämmerung verschalt das Land,  
Wenn die Sorge dumf dein Herz beschlich,  
Läßt aetrost den trüben Tag vergehn!  
Denn zu neuem Glanz wird auferstehn  
Balz der Freudenchein, der dir verblich.

Überwölbt das Dunkel deine Bahn,  
Denke, daß im ewigen Schicksalsplan  
Wechselt zwischen Licht und Nacht die Fahrt,  
Doch nach Dämmergrau und Frührotchein  
Doch zulekt das Herz wird siegreich sein,  
Das den Sonnenglauben sich bewahrt.

Heinrich Leis.

## Auf der Elchfährte.

(Ein Jagdabenteuer in Sibirien.)

Von B. W. v. Hornenburg.

Eine ganze Woche lang unternahmen wir am Baikalsee auf unserer Blockhütte aus Streifzüge. In unserer Hoffnung aber, auf Ringejrobben zu stoßen, sahen wir uns getäuscht. Dafür fingen wir, von unserer Loika aus mit dem Netz fischend, prachtvolle Omule und eine große Salmonide, deren Namen ich nicht kenne, die aber an die Nelma, den weißen Lachs, erinnerte. Mit dem Angelzeug hatten wir dagegen höchst trügerische Erfolge.

Zu hungern brauchten wir ja deshalb nicht. Von Irkutsk her besaßen wir noch allerlei Konserven und Zwieback. Enten, Gänse, Birk- sowie Auerwild gab es genug, wie fast überall in Sibirien, bis weit in den hohen Norden hinauf. Vor allem Birkhühner finden sich vielerorts in solchen Mengen, daß man unwillkürlich an eine Schar schilfender Svaten erinnert wird. Daher kommt es, daß man den kleinen Hahn ebenso wenig wie den Auerhahn zur seltenen und wertvollen Beute rechnet. Oft genug sieht er lediglich als Fleischlieferant, der fast stets zur Stelle ist,

wenn man ihn braucht. Fleisch brauchten wir jetzt mehr als früher, denn wir hatten von einem Bauernjäger zwei Laikis, sibirische Verbesserhunde, gekauft, mit denen wir den Winter über im Gebirge ein paar Bärenlager auszuheben gedachten. Bären sollte es nur allzu viel hier geben.

Nun waren wir auf einer weiten Wanderung durchs Gebirge nach drei Tagen in das Quellgebiet der Lena gekommen, vielleicht achtzig Wiorf von unserem Hauptlager am Baikal entfernt. Hier hatten wir im Neuschnee die Fährte eines offensichtlich ganz kapitalen Elches gefunden. Wir wußten, daß allwinterlich einige Rudel Elche aus höher gelegenen Bergsäumen zu Tal stiegen. Dieser Einzelgänger aber mußte ein alter Schausler sein, der erst später zu einem Rudel stöhen würde.

Im Nu hatte uns ein wildes Jagdsieber gepackt. Den Elch, diesen wehrhaften Riesen der sibirischen Urwälder, den größten Resten der weißen Taiga und des schwarzen Urmans, hatten wir bislang noch nicht vor die Büchse bekommen können. Jetzt sollte er uns nicht entgehen.

Es war schon zu spät, um die Verfolgung aufzunehmen. Es ging bereits gegen den späten Nachmittag. Der Himmel hing tief und schneegrau über dem felsigen Tal, in dem die junge Lena schäumend über die Gesteine stürzte, manchmal ihren Lauf hemmend, um dann wieder in reißenden Stromschnellen vorwärts zu schießen.

Wir bauten also unser leichtes Wanderzelt auf und schützten ringsum den Schnee meterdick über die Zeltwände, um das Zelt warm zu halten und uns vor dem Erfrieren zu schützen.

Bald flamme aus trockenem, harzigem Värchenholz unser Feuer auf, der Kochkessel wurde darüber gehängt und Semjon Pawlowitsch Künsten die Zureitung unserer Abendsuppe überlassen.

Imquill und ich unternahmen indessen eine kleine Streife mit den Hunden, um die Umgebung kennen zu lernen, denn der Mensch weiß nie, mit welchen Zufällen er zu rechnen hat.

Die Schneewolken senkten sich immer tiefer. Es fing an zu schneien, erst in feinen, winzigen Körnchen, dann in großen, dichten Flöden.

Wir zogen die Kragen der Schubas enger um den Hals, marschierten eine Weile längs des Flusses, bis der undurchdringliche Wald sich an dessen Ufer drängte.

Unsere Laikis zerrten ungeduldig an den Nieten. Die Fährte des Schauslers zog einige hundert Meter längs des Ufers hin und bog dann in die Taiga ein. Sollten wir folgen?

Wir konnten uns bei dem immer dichter fallenden Schnee in dem gänzlich unbekannten Gelände leicht verirren, und dann hätten wir unsere eigene Spur nicht mehr zurückgefunden. Imquill schlug vor, am Flusse zu bleiben, der für den Rückweg der sicherste Wegweiser war. Der Schnee rieselte lautlos. Links von uns plätscherte und schwante die Lena. Im Weidicht und Schilf tummelten sich Hunderte von Enten. Plötzlich wurden die Hunde unruhig. Wir koppelten sie los. Sollte der Elch einen Bogen geschlagen haben? Die Hunde jagten davon. Lautlos schritten wir weiter. Bald hörten wir die Hunde kurz laut geben. Es mußte dort etwas Besonderes geben.

Der dicht fallende Schnee gestattete keine weite Sicht. Endlich erkannten wir die Hunde. Auf der Lichtung in der Nähe des Waldrandes lag der Kadaver eines Rehes. Wir untersuchten kurz. Offensichtlich war es erst gestern von einem Bären gerissen und angeschlitten worden, der sich in den nächsten Tagen zum Winterschlaf einschlagen mußte.

Wir konnten damit rechnen, daß der Bär heute nacht zum Lüderplatz zurückkehren werde. Kaum aber vor einer Stunde. In dieser Zeit konnten wir noch die Hunde zu Semjon Pawlowitsch zurückführen, denn auf dem Ansitz waren sie nicht zu gebrauchen. Wir hatten auch noch Zeit, schnell etwas Warmes zu essen. Unser Hunger war zwar in der Aufregung vergessen, aber die warme Suppe tat uns auf dem kalten Ansitz recht wohl.

Kaum eine Stunde später waren Imquill und ich zurück. Wir ließen uns getrennt rechts und links vom Lüder an. Der Schnee fiel immer noch, nun aber in feinen, rieselnden Flöden. Ein kaum merklicher Wind wehte uns von der Taiga entgegen.

Es begann zu dämmern. Aus der Ferne klang schwach das Heulen eines Wolfes. Eine Stunde verging.

Plötzlich vernahmen wir im Walde erregtes Vogelsgepeife und aufgeregtes Flattern; der Herr des Waldes sah. Am Rande der Taiga erschien eine große, dunkle Gestalt: der Bär! Von einem Fichtenstamm teilweise gesädet, blieb er stehen und hob windend den Kopf. Wir wagten kaum zu atmen. War es doch unmöglich, so einen

sicheren Schuß anzubringen. Warum kam die Bestie nicht näher? Hatte sie etwas stutzig gemacht?

Der Bär rührte sich nicht vom Flede. Sein Körper schien langsam, wiegend, hin und her zu schwanken. Endlich, nach einer Minute, die nie vorüber zu gehen schien, tat er ein paar plumpre Säze nach vorne.

Ich riß die Büchse hoch, zielte kurz zwischen die blinkenden Seher und riß durch. Der Bär warf sich zur Seite, einen Laut ausstoßend, der wie „ach“ oder „oh“ klang. Dann erhöhte er sich unerwartet unter wütendem Brummen und tappte auf den Hinterbranten auf mich zu, die Unterlippe zurücksogen, mit angelegten Gehören und blutrot leuchtenden Sehern.

Ich hatte eben revidiert und hob das Gewehr. Der Bär war kaum noch fünf Schritte von mir entfernt. Da trachte Imquills schwere Büchse. Ich glaubte den Einschlag der Kugel zu hören.

Wie vom Schlag geblüht, stürzte die Bestie nieder, streckte sich, schlug zuckend ein paarmal mit den Branten und verendete.

Am selben Abend noch schärften wir die prachtvolle Decke ab und schleppten das Wildbret unter Pietroffs Mithilfe nach dem Zelt. Der Bär hatte etwa 400 Pfund gewogen, er war also ein ganz braver, mittlerer Bär.

So geht es oft in der Wildnis. Während der Mensch einem Ziele nachjagt, bietet sich urplötzlich ein anderes und wirft das schönste Programm über den Haufen. Den Schausler aber geben wir deshalb doch nicht auf.

## Welt u. Wissen

Warum bleiben die Vögel nicht im Winterquartier und brüten dagegen? Es gibt Vogelkenner, die z. B. die ersichtliche Verminderung unserer Brutschwalben dadurch erklären möchten, daß unsere Schwalben mehr und mehr in Nordafrika hängen bleiben und sich hier fortvflanzen, sich also den gefährlichen Heimweg über das Mittelmeer schenken. Dr. Flörlitz hält aber diese Ansicht für durchaus verfehlt. Die bedauerliche Abnahme unserer Brutschwalben hat ganz andere Ursachen. Würden die europäischen Zugvögel in Afrika auch brüten, so müßte dort sehr bald Raumangel, Übervölkerung und Nahrungsknappheit eintreten, zumal dort die Schnabelmeide namentlich zur Trockenzeit durchaus nicht so bequem sich bietet, wie der Laike gewöhnlich annimmt. Manche unserer Vögel sind auch hinsichtlich des Aufzuchtfutters für ihre Jungen so stark spezialisiert, daß sie vielleicht im Winterquartier gar nicht das Richtige finden würden. Vor allem fällt aber der Umstand ins Gewicht, daß die tropischen Tage im Sommer bedeutend kürzer sind als die nord- und mitteleuropäischen, daß also nur eine viel kürzere Fütterungszeit zur Verfügung steht, etwa 12 Stunden, statt 16 bis 18. Wir sehen ja, daß Söötbruten in vorgerückter Jahreszeit, auch wenn es noch Kerbtiere genug gibt, bei uns immer nur Schwäbchen liefern, die dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen sind. Jungvögel solcher Arten brauchen eben naturnotwendig eine zeitlich ausgedehnte Fütterung.

**Gifftwirkungen in der Natur.** Sehr verschieden ist die Verwendung und die Rolle des Giftes im Tierreich. Es wird als Schutzmittel und als Angriffswaffe verwendet. Im Innern des Körpers durch besondere Drüsen bereit, liefern seine Kanäle das Gift zu den spitzen Nadeln und Zähnen. Skorpione, Bienen, Schlangen und viele kleine Insekten verwenden so das Gift als Angriffswaffe, indem sie es durch Stich oder Biss in den Körper ihres Opfers einspritzen. Dagegen verwendet z. B. die Kröte das Gift als reines Schutzmittel, das sie aus der Haut austreten läßt. Ein Merkman genanntes Giffigas strömt der Skunk aus. Es ist merkwürdigweise dasselbe Gift, das der Saft der Purpurwurz enthält, mit dem die alten Römer ihre Gewänder rot färbten und dessen unangenehmer Geruch schon im Alterum bekannt war. Manche Tiere gewöhnen sich auch an die Gifftwirkung, werden, wie man sagt, immun. Dies trifft für gewisse Krebse zu, die Seeanemonen auf ihrem Rücken tragen. Diese vermögen gegen ihre Angreifer unzählige kleine Kapseln mit giftigen Nadeln abzuschütteln, deren Wirkung eine furchtbare Waffe ist. Die Krebse bekommen trotz ihres Schalenpanzers von jeder solchen Waffe giftiger Kapseln etwas ab, indem sie einige davon verschlucken, und werden so langsam durch die auf ihrem Rücken lebende Anemone immunisiert. Anders geht es Krebsen, die keinen solchen Gast beherbergen. Werden sie durch das Gift verwundet, so gehen sie sehr schnell daran ein. Einen der Natur abgelauschten Weg schlagen die Schlangenbänder ein, die sich durch längere Zeit mit kleineren Dosen Schlangengift selbst vergiften, bis sie endlich auch gegen einen Biss ihrer gefährlichen Jäger unempfindlich geworden sind.

# Das Reich der Technik

## Fünfzig Jahre Phonograph.

Von Ernst Trebesius.

Der Instrumentenmacher John Kruesi, der schon mancherlei merkwürdige Modelle für den Erfinder gebaut hatte, geriet in nicht geringe Aufregung, als ihm eines Tages der „alte Mann“, wie der damals erst dreißigjährige Edison seiner unablässigen Grübeleien wegen gern genannt wurde, ein neues Modell in Auftrag gab, das allen Absonderlichkeiten die Krone aufsetzte. Einen Trichter aus Blech, eine Membran und eine mittels Hand drehbare Walze zeigte die Skizze Edisons, nach der Kruesi das Modell anfertigen sollte. Auf die verwunderte Frage des Modellbauers, was der Erfinder damit beweise, entgegnete dieser, daß er damit ein Gespräch aufnehmen wolle. Kruesi und seine Gehilfen spöttelten insgeheim über diese verrückte Idee, von der sie sich nicht den geringsten Erfolg versprachen. Achtzehn Dollar hatte Edison für den Bau des Modells in Anspruch gebracht, da es seine Gewohnheit war, die Kosten der Versuche möglichst schon vor Beginn der Versuche festzulegen.

Als das Modell nach einigen Tagen fertiggestellt war, umdrängten alle Leute der Versuchswerkstatt den Tisch, auf dem Kruesi den Apparat aufgebaut hatte. Der Erfinder legte einen Streifen Staniol um die Walze und befestigte diesen mit einem schmalen Streifen Blei, der sich in eine für diesen Zweck eingedrehte Rille der Walze drücken ließ. Nachdem der Apparat aufgezogen war, sprach Edison einen kurzen Vers in den Trichter. Mit atemloser Spannung verfolgten die Zuschauer dieses denkwürdigen Versuches jeden Handgriff, jeden Laut Edisons. Dieser selbst starrte unentwegt auf den Staniolstreifen der sich drehenden Walze, auf den der Stift der Membran ganz feine, kaum sichtbare Runen einprägte. Nachdem er seinen Vers in den Trichter gesprochen hatte, drehte Edison den Zylinder zurück und brachte den Stift der Membran wieder in Berührung mit dem Staniol. Alsdann drehte er die Walze mittels einer kleinen Kurbel mit gleicher Geschwindigkeit, wie er sie zuvor beim Besprechen des Staniols gedreht hatte.

Und siehe da! Mit hauchfeiner, dünner Stimme tönten Edisons Worte aus dem Trichter zurück, von jedem der atemlos Läuschenden deutlich verstanden. Weitere Streifen wurden ausgelegt, besprochen und zur Wiedergabe gebracht. Jedesmal der gleiche Erfolg. In ungeheurem Jubel machte sich die aufgespeicherte Begeisterung der kleinen Schar Lust. Das Gefühl, Geburthelfer einer weltumfassenden Erfindung gewesen zu sein, verfeierte alle in einen Rausch der Freude und Begeisterung, der sie bis zum Morgen des nächsten Tages beisammen hielt.

Wie war nun Edison auf die Erfindung des Phonographen verfallen? Das Problem selbst war nicht neu. Schon vor ihm hatten eine Anzahl Erfinder den Versuch gemacht, Töne mit Hilfe eines Apparates aufzunehmen und sie nach Belieben wiederzugeben. Keinem war dieser Versuch gelungen. Edison blieb es vorbehalten, das hartumkämpfte Problem mit Hilfe des Phonographen, den er am 19. Febr. 1878 durch ein amerikanisches Patent geschützt bekam, zu lösen. Die Anregung dazu kam ihm, als er sich ein Jahr zuvor mit einem Telegraphenapparat beschäftigte, der mit einer umlaufenden kreisrunden Metallplatte ausgerüstet war. Auf diese Metallplatte war ein kreisrundes Blatt Papier gelegt. Mittels eines darüber angeordneten Elektromagneten, der mit einem Stift ausgerüstet war, wurden die telegraphischen Zeichen in der Weise übertragen, daß der Stift bei Stromschluß die Punkte und Striche des Morsealphabets aufzeichnete. Bei sehr schnellem Umlauf dieser Platte wurde ein musikalischer Ton hörbar, der von dem kleinen, die Platte abtastenden Stift ausging. Dieser Stift wurde ähnlich einer Stimmablage in Schwingungen versetzt und ergab den musikalischen Ton. Edisons scharfer Verstand erkannte sofort, daß es mit Hilfe einer ähnlichen Vorrichtung möglich sein könnte, die menschliche Stimme zu fixieren und wieder vernehmbar zu machen. Durch Zwischenhaltung einer Membran gelang ihm dieser Versuch zunächst nur mangelhaft, da er anfangs ein mit Paraffin bestrichenes Blatt Papier verwendete. Das Paraffin erwies sich jedoch als zu weich, da es durch den Stift leicht verletzt wurde. Erst als er seine Zuflucht zum Staniol nahm, gelang der Versuch in der bereits geschilderten Weise.

Als tüchtiger Geschäftsmann schlug Edison sogleich den

besten Weg ein, der seine Erfindung schnell bekannt machen konnte. Einen Tag nach dem gelungenen Versuch in seiner Werkstatt führte er nämlich seinen Phonographen dem Herausgeber der Zeitschrift „Scientific American“ in dessen Geschäftsräumen in New York vor, und erlebte hier den gleichen Triumph wie am vorhergehenden Tage. Noch nie zuvor war damals eine Erfindung so schnell weltbekannt geworden wie dieser Apparat, über den alle Zeitungen alsbald Wunderdinge berichteten. Seinen Siegeslauf über die ganze Erde trat er freilich erst ein Jahrzehnt später an, da er in seiner ersten Ausführung nur als Ausstellungsobjekt in Frage kam. Die Bedienung von Hand war zu umständlich, der Zylinder mit Staniolbelag zu wenig geeignet, um aus dem Apparat einen Massenartikel zu machen, wie er es später tatsächlich geworden ist. Erst ein Jahrzehnt später nahm Edison, der sich inzwischen mit anderen Aufgaben befaßt hatte, die Verbesserung des Phonographen in Angriff. Die Handkurbel wurde durch einen mechanischen Antrieb ersetzt, der Staniolbelag mußte dem Wachszylinder weichen. Landwirtschaftliche Versuche waren erforderlich, bis ein brauchbarer Wachszylinder gefunden wurde. Die gleiche Schwierigkeit bereitete der kleine Metallstift, der die Zeichen in den Wachszylinder einprägte und sie bei der Wiedergabe abtastete. Die Zeichen wurden durch den Stift bereits nach mehrmaliger Wiedergabe zerstört, so daß schließlich nur noch ein Schnurren hörbar war. Riesige Schwierigkeiten galt es zu überwinden, um die Originalaufnahmen zu vervielfältigen, da die Zylinder mit Originalaufnahmen nur von reichen Leuten gekauft werden konnten. Zahllose Versuche Edisons führten schließlich zu einem elektrogalvanischen Verfahren, wonach sich von der Originalplatte ein metallischer Abzug herstellen ließ. In diese Matrize ließ sich geschmolzenes Wachs gießen, das alle Zeichen des Originals enthielt. Die Massenfabrikation wurde damit ermöglicht. Später gelang dem Erfinder noch ein zweites Vervielfältigungsverfahren, wobei im luftleeren Raum verdampftes Gold auf dem Originalwachszylinder niedergeschlagen wurde. Auf die hauptsächliche Goldschicht in der Stärke von  $1/500$  Seidenpapierdicke wurde dann noch Metall aufgebracht und auf diese Weise eine sehr brauchbare und dauerhafte Gußform für Wachszylinder geschaffen.

Inzwischen hatte der in Amerika eingewanderte Deutsche Emil Berliner ein neues Verfahren für Phonographenplatten ausgearbeitet. Berliner benutzte kreisrunde Zinkscheiben, die er mit Wachs bestrich. Die Töne wurden von der Wachsschicht aufgenommen. Nach dem Abziehen mit Säure entstand eine metallische Originalplatte, nach der beliebig viel Abzüge gemacht werden können. Dieser von Berliner umgestaltete Phonograph, der an Stelle des Wachszylinders eine Platte benutzt, hat heute als Grammophon den fünfzigjährigen Phonographen fast völlig verdrängt.

## Schiffstelephonie der nächste Schritt im Fernsprechverkehr.

Eben erst wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß es gelungen sei, eine telephonische Verständigung Europa mit Amerika herzustellen, und schon ist auch die letzte Neuheit des Fernsprechwesens überholt. Nicht nur, daß man mit festen Punkten auf der ganzen Welt per Telefon sich verbinden lassen kann, nein, es ist auch möglich mit Schiffen, die auf der Fahrt sind, telephonische Verbindungen aufzunehmen. Die Versuche mit diesem Verfahren gehen seit etwa fünf Monaten und sie sollen, wie der zuständige Referent im Reichspostministerium seiner vorgesetzten Behörde berichtet hat, ein solch günstiges Ergebnis gehabt haben, daß man auch die Zweig des Fernsprechwesens demnächst dem öffentlichen Verkehr übergeben kann. Bereits haben mehrere große Luxusdampfer, so der „Columbus“ und „Albert Ballin“ vollständige Telephonempfangs- und Sendeeinrichtungen. Mit diesen Dampfern wird man also telephonisch so verkehren können, wie irgendwo in der Stadt. Bei einer Anzahl anderer Dampfer liegen die technischen Verhältnisse zurzeit noch so, daß immer erst nur eine Seite sprechen kann, und eine Umstellung nötig ist, wenn auch die andere zu Wort kommen will. Es sind dies etwa 20 deutsche Dampfer. Als Gebühren soll für ein Dreiminutengespräch glaubt man mit 80 Mark auskommen zu können. Wer jetzt schon Lust hat, kann Versuchsgespräche wagen, für die der Preis allerdings noch 100 Mark beträgt.